

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Mittwoch 19. Mai 1897.

Sortirter Bureau: Berlin SW., Spandauerstraße 8

Anzeige-Gebühren... Die bei der Anzeigeneinstellung...

Deutschlands Reich.

Die Standartweiche in Wiesbaden. Die Anmelde- und feierliche Weiche der Husaren-Regiment...

Der bei der Provinzialfeuerleitung in Berlin angestellte, ausübende Finanzminister...

Auf dem Bankett, welches gestern Abend Erzherzog Josef zu Ehren der Mitglieder der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft...

Trotz des überraschenden Ausganges der zweiten Sitzung des Seroviaris, der den Verlust eines Tages bedeutet...

Der Kaiser hat, wie das „Wiesb. Tagebl.“ meldet, dem Bürgermeister v. Zell mitgeteilt...

Der frühere Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten Herr von Lucius ist dem Fürsten Bismarck...

Das „Wiesb. Tagebl.“ beiläufig die bereits von anderer Seite gemachte Mittheilung...

Aus der gestrigen Auseinandersetzung zwischen Herrn Förster und der konservativen Partei im Abgeordnetenhaus...

Ueber die Auhung des Restors der Universität Straßburg bei seiner Majestät dem Kaiser macht die amtliche Korrespondenz...

Prof. Dr. Binowald, der die amtliche des Universitäts-jubiläum im verzierten goldenen Amsetze trug...

Ein Bild von der Freiheit des Einzelnen in dem sozialdemokratischen „Zukunftskreis“...

Gabriele.

Roman von M. Senten. (Fortsetzung aus Nr. 229.) Gabriele faltete das bunte rosa Papier auseinander...

Wieder waren 14 Tage vergangen, ohne daß Erta den Briefen der Mutter auch nur eine Zeile beigefügt hätte...

Er ist ein kleiner Kindstropf durch und durch. Alles was er sagt, alles was er denkt...

die der Behörde vorgelegt wurden, finden sich folgende Bestimmungen:

Der Arbeitsnachweis soll für beide Theile die Arbeitsnachfrage und -angebot regeln...

Wie schon früher gemeldet, werden nun in dieser Woche die drei deutschen Delegirten für eine Grenzabmachung über die freitragenden Gebiete im inneren Nigerbogen...

Parlamentarisches.

Im Abgeordnetenhaus hat Abg. Baron v. Gulestedt-Balaban einen Antrag auf Eröffnung des Schlußwortes eingebracht...

Der Präsident des Reichstages, sowie der Reichstag selbst lehnten wegen der wiederholten Beschlußunfähigkeit die Urlaubsgesuche...

Der Kampf um das Vereinsgesetz.

Im Abgeordnetenhaus. Die zweite Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die Vereinsgesetznovelle...

Man in seinem Alter, da lachte er und meinte: „Siehst Du, Erta, Du bist schlauer, als Gela!“ Gela lag am Fenster ihres Stiebelstübchens...

Das Bürgerliche Gesetzbuch. Näheres finden unsere Leser im Inzeratenthelle dieser Nummer.



George du Maurier.

Ein gewaltiger Erfolg, und bald darauf der Tod; — das ist so ziemlich Alles, was die große Welt von George du Maurier's Schicksal weiß. Der so rasch zur Verühmtbeit gelangte Verfasser von „Trilby“ hat sich seines wunderbaren Erfolges nur kurze Zeit erfreuen können; am 8. Oktober v. J. ist er ganz unerwartet in London einem Lungenleiden erlegen. George du Maurier wurde 1834 in Paris geboren und entwickelte frühzeitig ein Talent zum Zeichnen, das er später in Paris, Antwerpen und Düsseldorf ausbildete. Er arbeitete mit solchem Eifer, daß er sich infolge von Ueberanstrengung ein Augenleiden zuzog und auf einem Auge erblindete. Von 1864 an wurde er ständiger Mitarbeiter des berühmten Witzblattes „Punch“. Ursprünglich wollten ihm die Eigentümer des „Punch“ Schwierigkeiten bereiten, als es sich um seinen amerikanischen Trilby-Vertrag handelte, denn sie waren der Meinung, daß sie ein ausschließliches Anrecht auf des Künstlers Arbeit besäßen. Du Maurier belehrte sie jedoch eines Besseren. „Liebe Herren“, schrieb er ihnen zurück, „von Punch (Punsch) allein kann der Mensch nicht leben.“ Längst war George du Maurier durch die geistreichen Erzeugnisse seines Stiftes, besonders durch charakteristische und lebenswahre Darstellung der Londoner Gesellschaft in den weitesten Kreisen bekannt und beliebt. Da betrat er zu allgemeinem Erstaunen ein für ihn ganz neues Gebiet, er wurde Schriftsteller. Eine Popularität in ungeahnter Weise errang sein Roman „Trilby“. In jeder Nummer hatte der New-York Critic von neuen Veranstellungen zu Ehren Trilbys zu berichten: in Konzerten sang man ihre Lieder, man stellte einige Szenen des Buches in lebenden Bildern dar, Prediger knüpften auf der Kanzel erbauliche Betrachtungen daran, eine neugegründete Stadt in Florida erhielt den Namen „Trilby“ und alle ihre Straßen und Plätze wurden auf dem Plan nach den bekannten Personen des Romans benannt; es folgte auch bald eine Bühnenbearbeitung und der „Critic“ gab das Büchlein „Trilbyana“ heraus, in dem alle Kundgebungen des Trilby-Kultus gesammelt und vereinigt waren. Auch die Industrie wollte nicht zurückstehen; Trilby-Handschuhe, Kravatten, Manschetten und Hüte erschienen in den Ladensfenstern und fanden Beifall und Absatz. George du Maurier, der bis dahin in mäßigem Wohlstand eine Villa in Hampstead Heath bewohnt hatte, war mit einem Schlage zum reichen Mann geworden. Für Trilby wurden ihm als Honorar und Gewinnanteil nach und nach gegen 100 000 Dollars bezahlt, dazu kam noch der Ertrag der Dramatisierung und ein Honorar von 50 000 Dollar für sein letztes Werk „The Martian“, das jetzt in Harper's Magazine herauskommt. Man darf also die Summe, welche ihm die Romane eingebracht haben, wohl auf 200 000 Dollars, nahezu eine Million Mark, schätzen. Wie es zu seinen veränderten Verhältnissen paßte, hatte du Maurier ein stattliches, bequem gelegenes Haus in der Oxfordstraße nahe bei Hyde Park und Kensington Gardens bezogen, wo er leichter den Verkehr mit seinen Freunden zu pflegen und die Vorteile der Großstadt zu genießen hoffte. Dort hat ihn der Tod ereilt. Mein Erfolg ist zu groß gewesen, er hat mich zu Grunde gerichtet“, klagte er den Seinigen, die sein Krankenbett umstanden. Er hatte der Welt sein Bestes gegeben, ohne den Beifall der Menge zu begehren. Als sein Ruhm die Länder durchflog und sein Name in Aller Munde war, staunte er selbst am meisten über dies unerwartete Gelingen. Es wird ihm auch an Nachruhm nicht fehlen. Trilby selbst, die drei Maler und ihr lustiges Künstlerleben, die trotz ihrer abstoßenden Widerwärtigkeit so klassisch gezeichnete Figur des Sengali, der ausgelassene Bouzou, der treue Geko und alle die andern nach dem Leben gezeichneten Charaktere werden dem Leser unvergesslich bleiben.

(Nachdruck verboten.)

Trilby.

Roman von George du Maurier
Deutsch von Marg. Jacobi.

1)

Erster Theil.

„Mimi Binson ist ein Blondkopf,
Ein Blondkopf, wohlbekannt;
Sie hat ein einzig Häubchen,
Ein einziges Gewand!“

Ein Apriltag mit hellem Sonnenschein und Regenschauern. Durch das große Atelierfenster, das oben offen steht, strömt eine

angenehme Kühle herein. Endlich läßt sich doch einigermaßen Ordnung herstellen! Der Stuhlfügel von Broadwood ist eingetroffen, als Frachstück mit dem langsamen Güterzug — in Frankreich nennt man's la petite vitesse. Er nimmt jetzt, neu gestimmt, die rechte Wand ein, während eine Kistkammer von Nappieren, Fechtmasken und Vogerhandschuhen drüben auf der andern Seite hängt.

Ein Kletterstiel mit Knoten, ein Luftseil und zwei nebeneinander herabhängende Tauen mit Ringen am Ende, sind an einem der starken Deckbalken befestigt. Die mattröthen Wände schmücken Gipsabgüsse von Armen, Weinen, Händen und Füßen; ferner ein Dantekopf, Michelangelos Hautrelief von Beda mit dem Schwan, auch ein Kentaur und ein Lapithe aus Eginus Antikensammlung; es liegt nirgends Staub darauf, er hat noch nicht Zeit gehabt, sich zu sammeln. Außer einigen Altstudien in Del sieht man auch Kopien nach Tizian, Rembrandt, Velasquez, Rubens, Tintoretto, Leonardo da Vinci — dagegen sind Botticelli, Mantegna und Genossen nicht vertreten; ihre Verdienste hatten sich damals dem großen Haufen noch nicht geöffnet.

Auf einem breiten Sims, das sich in beträchtlicher Höhe rings an den Wänden entlang zieht, stehen noch viele Gipsabgüsse, Terrakotten und Bronzefiguren: ein kleiner Theseus, eine kleine Venus von Milo, ein kleiner Diskuswerfer, ein kleiner geschwundener Mann, der drohend die Faust gegen den Himmel erhebt (wer wollte ihm das auch in seinem Zustand verargen?). Daneben prangen ein Löwe und ein Eber von Barze, ein künstliches Pferdegerippe, dem die Ohren und drei Beine fehlen, ein Pferdekopf vom Parthenongiebel, gleichfalls ohne Ohren, eine Clotia mit der schönen niedern Stirn, dem süßen schmachtenden Blick und der wunderbaren Schulterbewegung nach vorn, durch die der Busen so unvergleichlich schöne Formen annimmt, daß er alle Künstler von jeher bezaubert hat.

Beim Ofen hängt der Bratspieß, eine Pfanne, die Toastgabel und ein Blasebalg. Daneben, im Schrank mit der Glashür, steht man Teller, Gläser, stählerne Messer, Gabeln mit schwarzen Holzgriffen und Löffel von englischem Zinn; auch eine Salatgeschüssel nebst Del- und Essigflaschen, zwei Senfköpfe (für englischen und französischen Senf) und mehr dergleichen, Alles blank und rein. Auf dem Fußboden, der für schweres Geld angestrichen und gewischt worden ist, liegen zwei Leopardenfelle und ein großer persischer Gebetsteppich. Nur unter dem Luftseil und weit ab von dem großen Fenster, hinter dem für das Modell bestimmten erhöhten Tritt, sind grobe Matten ausgebreitet, damit man fechten und boxen kann, ohne auszugleiten, und selbst, wenn man fällt, mit heißen Knochen davonkommt und den Hals nicht bricht.

Die beiden Fenster, die nach Osten und Westen gehen, sind mit Läden und schweren Vollgardinen versehen, durch die man den Sonnenaufgang und Untergang, je nach Bedarf, hereinflassen oder ausschließen kann. Ringsum sieht man allerlei Nischen, Vorsprünge und Winkeln, die sich im Laufe der Zeit mit zahllosem Tand, mit Nippesachen, persönlichem Eigentum und neuen Anschaffungen füllen werden. Durch solchen Krastkrams

erhält ein Raum erst sein behagliches, heimatliches Aussehen; der Mensch vergißt ihn auch nie im Leben wieder und verweilt dort oft und gern mit seinen Gedanken in wehmüthiger Erinnerung.

Vor dem nach Norden gelegenen Atelierfenster aber, das zum Handwerk gehört, steht ein Riesensofa, das so breit und groß und wundervoll weich ist, daß drei wohlgenährte, seelenfrohe Engländer, ohne einander im Wege zu sein, bequem ausgestreckt zusammen darauffliegen und ihre Pfeifchen rauchen können. Und das thaten sie oft.

Einer dieser Engländer — er kam aus Northire und wurde Taffy genannt (oder auch Vollblut, weil er weitläufig mit einem Baron verwandt sein sollte), war jedoch zur Zeit auf andere Art beschäftigt. Nur mit Hose und Hemd bekleidet, die Aermel weit zurückgestreift, ließ er ein paar Indianerkeulen im Kreise um seinen Kopf herumwirbeln. Große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, sein Gesicht war stark geröthet und er schaute wild darein. Der junge Mann war sehr groß und blond, hatte gute, aber etwas jähzornige, blaue Augen, und die Muskeln seiner nervigen Arme schienen so fest wie Eisenhände.

Drei Jahre lang war er wohlbestallter Offizier im englischen Heer gewesen und hatte den Krimkrieg mitgemacht, ohne eine Schramme davonzutragen. Fast wäre er bei dem unsterblichen Reiterangriff von Balaklawa einer der berühmten Sechshundert gewesen, hätte er nicht gerade an jenem wichtigen Tage im Hospital gelegen, mit einem verstauchten Fuß, den er sich beim Vockspringen geholt, das man zur Kurzweil in den Laufgräben betrieb. Statt Ruhm und Ehre zu erwerben, oder ein frühes Grab, mußte er so schmählich sein Glück verschmerzen! Dies Mißgeschick konnte er nicht verwinden; es verleidete ihm das Soldatenleben gründlich. Bald darauf ergriff ihn eine unwiderrstehliche Sehnsucht nach der Kunst; er hing die Uniform an den Nagel und arbeitete jetzt in Paris, im Schweife seines Angesichts, wie wir gesehen haben.

Taffy hatte hübsche, regelmäßige Züge, doch trug er leider, außer seinem großen Schnurrbart, noch ein paar riesige Backenbärte, wie sie damals Mode waren bei der Jugend, wofern diese Zeit (und Haar) genug hatte, um sich den Luxus zu gestatten. Je größer und blonder der Backenbart, desto schöner der Jüngling. Heutzutaae, mit unsern glatten Wangen, scheint uns das schier unglaublich.

Ein anderer Inbiss des Ateliers — dieser Stätte der Glückseligkeit — Sandy, der Laird (oder Gutsherr) von Cockpen benamft, saß, ebenso leicht gekleidet, an seiner Staffelei und malte das naturgetreue Ebenbild eines spanischen Toreadors, der einer hochedlen Dame bei hellem Tage ein Ständchen bringt. Sandy war nie in Spanien gewesen, aber er hatte auf dem Boulevard du Temple den ganzen Aufzug des Toreadors um einen Spottpreis erstanden; nur die Guitarre brauchte er noch zu miethen. Seine Pfeife war ihm eben ausgegangen, und er hielt sie verkehrt im Munde, das heißt, die Oeffnung nach unten, so daß sich die Asche über seine Beinkleider ergoß, in die er auf solche Art häufig Löcher brannte.

Halb unbewußt begann er jetzt in angenehmem schottischen Dialekt die folgende Strophe laut zu deklamiren:

„Hier in Paris ist die famose
Ru Nov de Petty Chong, du weißt,
So nennt sie nämlich der Franzose,
Was, Neue kleine Feldstraf' heißt . . .“

Der schöne Vers mußte ihm wohl gefallen, denn er lachte über das ganze Gesicht und sah so stillvergnügt, so glücklich und wohlgenüth aus, daß Einem das Herz ansging, wenn man ihn nur ansah.

Auch er hatte umgesattelt und den für ihn bestimmten Beruf verschmäht. Nach dem Willen seiner auten frommen Eltern,

die in Dundee wohnten, sollte er königlicher Kanzlist werden, wie sein Vater und Großvater vor ihm. Statt dessen saß er jetzt im lustigen Paris, malte Toreadore und deklamirte in der Freude seines Herzens die Ballade von der berühmten Fischsuppe Bouillabaisse, die er weit öfter im Munde führte, als sein Morgen- und Abendgebet.

Die Ellenbogen auf das Fenster Sims gestützt, kniete der dritte und jüngste der Kunstgenossen, den man den kleinen Billy nannte, auf dem Sofa. Er hatte den grünvollenen Vorhang fortgeschoben und ließ nun seine Blicke über alle Dächer und Schornsteine von Paris und weit in die Runde schweifen; dazu kaute er eine Semmel nebst einem schmackhaften Knackwürstchen, das stark nach Knoblauch roch. Er aß mit großem Behagen, denn er hatte den ganzen Morgen in Carrels Atelier nach dem lebenden Modell gezeichnet und war sehr hungrig.

Der kleine Billy, ein zierlicher, schlanker Junge, stand im einundzwanzigsten Lebensjahr; er hatte große, dunkelblaue Augen, regelmäßige Züge, kohlenschwarzes Haar und eine weiße, von bläulichen Adern durchzogene Stirn. Durch sein feines, anmuthiges Figürchen, die kleinen Hände und Füße und einen wohlgepflegten Anzug stach er vortheilhaft von seinen Freunden ab, die sich alle Mühe gaben, es den Eingeborenen des Quartier latin an sorgloser Unmanier noch zuoruthun, was ihnen auch trefflich gelang.

Während der kleine Billy seine Semmel kaute, betrachtete er auch das Menschengewühl unten auf dem Platz St. Anatole des Arts und die alten Häuser gegenüber, von denen mehrere gerade abgetragen wurden, sie wären sonst wohl aus eigenem Antriebe zusammengestürzt. Durch die so entstandenen Lücken sah er alte, zerbröckelnde, mißfarbige Mauern, mit geheimnißvollen Fenstern und alterthümlichen, eisernen Altanen, an denen der Rost nagte. Bei ihrem Anblick fühlte er sich ins Mittelalter versetzt; er träumte von den alten Pariser Mysterien, von Liebe, Haß und Bluthaten in längst vergangenen Zeiten.

Eine Mauer war ganz durchgebrochen, so daß der Fluß zum Vorschein kam, die Cité und die unheimliche, alte Morgue; ein wenig nach rechts ragten die grauen Thürme von Notre Dame de Paris in den blaugefleckten Aprilhimmel empor; ja man brauchte seine Einbildungskraft nur wenig anzustrengen, um ganz Paris zu seinen Füßen zu sehen. Das war dem kleinen Billy etwas so Neues, und er fühlte sich so freudig erregt, daß die Sprache keine Worte hatte für sein Entzücken.

Paris! Paris!! Paris!!!

Der bloße Name hatte stets einen Zauberklang für ihn belesen, mochte er ihn nun hören, sehen oder aussprechen. Und nun schaute er das Wunder endlich mit eigenen Augen, und, er selbst — ipsissimus — durfte mitten darin leben und lernen, so lange er wollte und ein großer Künstler werden, wie er es so heiß ersehnte.

Nach beendetem Imbiss zündete er sein Pfeifchen an und warf sich mit einem tiefen Seufzer aus übervollem Herzen der Länge nach aufs Sofa.

Ein solches Glück hatte der kleine Billy noch nie gekannt, es nicht einmal im Traum für möglich gehalten. Und doch war er sein Leben lang glücklich gewesen. Bei seiner zarten Jugend mußte er noch nichts von der Welt in ihrem sündhaften Treiben, er verstand wenig Französisch und noch weniger von den Pariser Sitten, wie sie im Quartier latin gang und gäbe sind. Sein verstorbener Vater hatte eine Stelle im Schaßamt bekleidet; der Sohn war nie zur Schule gegangen, sondern zu Hause unterrichtet worden. Seine Knabenzeit hatte er in London verlebt mit Mutter und Schwester; da aber ihre Verhältnisse ziemlich beschränkt waren, wohnten sie jetzt in Devonshire. Das Atelier in Paris hatte er zusammen mit seinen beiden Freunden, Taffy

und dem Laird, gemiethet. Letzterer schlief auch dort, in einem kleinen Nebenzimmer, während Taffy sein Nachtquartier im Hotel de Seine aufschlug, das in der gleichnamigen StraÙe lag. Der kleine Billy selbst wohnte im Hotel Corneille auf dem Platz de l'Odéon.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zebrafang am Kilima-Ndscharo.

Vom Zebrafang beim Mbuguni (Kilimandscharo) entwirft Lieutenant F. Bronsart v. Schellendorf in der „Deutschen Kolonialzeitung“ eine interessante Schilderung. Man sagt gewöhnlich, daß die Zebras das scheueste Wild Afrikas seien. Nach meinen Erfahrungen, schreibt Herr von Bronsart, sind sie in offener Steppe eher zutraulich und neugierig, während Zebras in gebirgigen und kuppirkem Terrain schon vorsichtiger sind. Ein langsame Heranschleichen ist allerdings sehr schwer; das können die Zebras für ihr Leben nicht vertragen und erinnert sie jedenfalls an ihren Hauptfeind im Tierreich, den Löwen. Geht der Jäger offen und ungenirt so, daß er sich nicht direkt den Thieren nähert, sondern ihnen trotz scheinbaren Vorbeigehens immer etwas näher kommt, so halten die Thiere bis auf ganz nahe Entfernungen aus (50 Meter), ja oft kommen einzelne neugierig noch etwas näher angetrabt. Die Eigenschaften des Zebra brachten mich auf die Idee, Heerden von ihnen nach bestimmten Plätzen resp. in Umzäunungen hineinzutreiben. Der Umstand, daß Zebras hier zu Tausenden wild leben, sowie die immer energischer auftretende Nothwendigkeit, in unseren Kolonien ein kräftiges, den schädlichen Einflüssen des Klimas nicht ausgelehtes Jagdthier zu haben, ist der Grund zurecht, weshalb ich mit allen Mitteln daran gehe, das Zebra in unseren Diensten nutzbar zu machen. Ich habe im Ganzen in sechs Monaten durch Einzelfang Eingeborener und durch Treiben, welche ich selbst veranstaltete, mit ca. 3—400 Menschen 24 Zebrafohlen gefangen, von denen allerdings viele krepirt sind, da ich mit erster Behandlung, bestem Ersatz für Muttermilch u. s. w. noch keine Erfahrung hatte. Jetzt ist das anders und ich hoffe, in Zukunft den größten Theil gut durchzubringen. Die zu den Treiben verwendeten Ndorobbos sind ausgezeichnete Jäger, für sie sind die Treiben eine Art Sport geworden, zu denen sie gern kommen, und auch für jeden Europäer ist es ein Sport, wie er aufregender und interessanter nicht gedacht werden kann.

Das letzte Treiben, bei welchem 3 Zebrafohlen, 4 junge Gnus und ein halbwüchsiges Strauß gefangen wurden, was das lehrreichste und interessanteste. Frühmorgens war sogar ein Löwe mit hineingerathen; die Ndorobbos behaupten aber, nicht zu wissen, wo er herausgekommen ist; jedenfalls ist ihm wohl respektvoll Platz gemacht worden. Ich hatte wie gewöhnlich, auf dem eine Stunde von Mbuguni entfernten Jagdhügel übernachtet, wohin ich gegen Abend gefahren war. Für den nächsten Morgen hatte ich alle Ndorobbos unter ihren Häuptlingen Salonik und Lates entboten, und sie kamen auch so zahlreich, wie nie vorher, ca. 300 Mann. Die Ndorobbos gingen in einem großen Bogen um das zwischen dem Jagdhügel und dem Rifuletun-Fluß belegene, offene Jagdterrain im Sänfemarsch herum und ließen alle 3—400 Meter zwei bis drei Mann stehen. Die Tete kam gegen etwa 9 Uhr bei mir auf dem Jagdhügel an. Ich hatte mit Askaris und Suahelarbeiten die Linie zwischen Jagdhügel und Fluß geschlossen und sandte nun zur Verstärkung dieser Linie noch 20 Ndorobbos hinein. Schon von 6 Uhr Morgens an konnte ich vom Jagdhügel aus mit dem Fernrohr die allmähliche Entwicklung der Treiberlinie verfolgen. Diesmal waren mehrere Trupps von Zebras zu je 10 bis 20 Stück mit 6 bis 8 Fohlen und eine Gnu-Heerde von circa 50 Stück auf ungefähr 1—1½ km vom Hügel in der Treiberlinie. Von den kleinen Thomson-Gazellen war die Ebene wie gewöhnlich besät. Wenn man es darauf anlegt, nur Zebras zu fangen, so sind Gnus im Treiben nicht wünschenswert, da diese Thiere mit ziemlicher Energie alle Augenblicke mit Gewalt irgendwo durchzubrechen suchen. Um 8 Uhr entdeckten wir in der Richtung Meru eine große Heerde Gnus und Zebras, wohl 150 an der Zahl, nebst 11 Straußen. Etwa um 10 Uhr kamen riesige Staubwolken von Nordwest heran, aus denen sich nach und nach unzählige Zebras und Gnus erkennen ließen, und gleich-

zeitig kam im langen Galopp jene Heerde von Westen dazu, voran die 11 flüchtigen StrauÙe. Jetzt fing das Haupttreiben und die Aufregung an. Alle Thiere waren tadellos angelegt. Das Bild war wundervoll. Wolken standen am Himmel, so daß die schon heiÙe Sonne Streiflichter auf die Steppe warf, die fortwährend wechselte. Zu unseren FüÙen jagten, aufgeschreckt, schattengleich, kleine Trupps von Thomson-Gazellen dahin. Nach dem Sania zu, auf circa 1000 Meter, stand eine riesige Zebra-Heerde, welcher sich die kleinen Trupps vom Morgen angeschlossen hatten. Etwa 100 bis 120 Zebras standen dicht geschlossen; weitere 100 in Reihen verstreut, bald hier, bald dorthin verlaufend und umherjuchend. Eine Heerde von 50 Gnus machte schon jetzt die verschiedensten Versuche, durch die Linie zu brechen, wurde fürs Erste aber noch durch Schreißchüsse daran verhindert. Jetzt erschienen Ndorobbos auf allen Theilen der Linie, laufend, lärmend und springend, mit Speeren, Bogen und Keulen. Die Linie war geschlossen und in zwei großen Zügen wälzten sich die Wildheerden zwischen Jagdhügel und Mbuguni auf 300 m heran. Wohl wenig Menschen ist ein ähnliches Schauspiel beschieden, wie ich es nun schon siebenten Mal in ähnlicher Weise, nur nicht so fabelhaft belebt wie heute, genos. Nach Verabredung hielt die ganze Treiberlinie auf Heben einer weißen Flagge an, ordnete sich und glück die Abstände aus. Dann senkte ich die Flagge, und nun ging es in langsamem Tempo, ohne Schreien, gleichmäßig vorwärts. Auf meine Anordnung hörte von nun ab jedes Stürmen auf, nm die Thiere nicht kopflos zu machen. Wie gewöhnlich suchte ein großer Theil der Zebras und Gnus durchzubrechen, erhielt aber auf 100 m Schüsse und wendete wieder ins Treiben zurück. Nur etwa 30 Gnus und 10 Zebras brachen dicht bei mir durch. Zum Glück gelang es, die Linie so zu schließen, daß der Rest wendete und auch wieder ins Treiben zurückging. In der halben Stunde, in welcher ich nun die Ebene in der Treiberlinie bis zum Wald zu durchschreiten hatte, hörten die aufregenden Momente nicht auf. Plötzlich wendeten die StrauÙe und rannten flügelschlagend direkt auf die Ndorobbos los; noch mehrere Male machten Zebras und Gnus Durchbruchversuche, ehe wir sie zwischen Hügel, Waldbrand und Fluß hatten. Nun ließ ich die ganze Linie halten, um die Thiere sich beruhigen zu lassen. So standen wir uns, Menschen und Thiere, auf ca. 300 Meter gegenüber — eine Art Waffenstillstand. Ich habe einen besonderen Grund, solche Ruhepausen eintreten zu lassen. Viele von den früher gefangenen Fohlen waren so ermattet vom Treiben, bei dem ja die Thiere fortwährend hin- und hergaloppiren, während die Menschen stetig allmählich vorrückten, daß sie meist 8 bis 10 Tage später in Folge von Lungenkrankheiten krepirten. Nach etwa einer Viertelstunde gab ich das Zeichen, und die ganze Linie setzte sich in Bewegung. Hier brachen wieder etwa 20 Gnus und einige Zebras durch, während der Rest in der unwünschtesten Richtung zwischen Hügel und Fluß nach Mbuguni zu trabte. Es war nun die ganze Linie vom Fluß bis zum Endpunkt der geöffneten Dornenboma geschlossen, und zwar so dicht, daß die einzelnen Menschen etwa 3 bis 4 m Abstand hatten. Ich hatte heute Hoffnung, sogar Zebras oder StrauÙe in die Boma zu treiben. An der Thür derselben lagen zehn Mann tief versteckt, um im geeigneten Augenblicke hinter den hineingerathenen Thieren mit Dornen zu schließen. Alle Leute hatten strenge Instruktion, auf ihren Plätzen zu bleiben und sich nur zu zeigen. Die StrauÙe waren, flügelschlagend, bereits hineingelaufen, während die große Heerde Zebras und Gnus unentschlossen am Fluß stand und ansehend Kriegsrath hielt. Wenn jetzt nur alle Leute ihre Pflicht thun und stehen bleiben! Und wenn die Situation so auch eine halbe Stunde und länger dauert! Aber, Afrika ist das Land der Ueberraschungen, und besonders seine Eingeborenen thun redlich das übrige, um einem Ueberraschungen zu bereiten. Kurz, ein sonst sehr zuverlässiger Askari, Alimassi mit Namen, der den Zebra am nächsten stand, fand wohl, daß nun etwas geschehen müÙte, er ermannte sich und — gab einen Schuß ab. Im Nu verloren Zebras und Gnus den Kopf, und auf dem Weg, den sie gekommen waren, ging es bei den Gnus, die jetzt die Führung hatten, mit gesenkten Hörnern, bei den Zebras mit angelegten Ohren und Ausschlagen, schnurstracks auf die Treiberlinie los und mit Gewalt hindurch. Weg waren sie! Aber vier junge Gnus und drei Zebrafohlen tauchten nach und nach, geführt von Ndorobbos, aus dem hohen Gras und den Büschen auf; auch der junge Strauß war gefangen. Durch dies hübsche Fang-Resultat war ich mit dem Schicksal wieder versöhnt.

Allerlei.

Eine erfolgreiche Freundschaftsprobe. Durch die große Brandkatastrophe in Paris ist der mindestens schon zehnmal todtgefagte, ziemlich bekannte Pariser Bildhauer Lemice-Terrieux geräuchlofer in eine bessere Welt eingegangen, als es unter anderen Umständen geschehen wäre. Diesmal ist er wirklich todt und begraben. Anknüpfend daran wird nun in einer Pariser Zeitschrift folgendes wahre Hstörchen erzählt: „Lemice war einer ersten Pariser Gourmets; ziemlich reich, führte er eine vorzügliche Küche in seinem Junggehallenheim zu Bassy, und nicht selten fand man bei ihm drei bis vier Dugend vergnügte Zecher. Eines schönen Tages bekamen fast alle seine Freunde die Nachricht, daß er gestorben sei — allerdings hatte er sich 14 Tage lang krank fagen lassen und keinen seiner Bekannten empfangen. Nun kam die gebräuchliche Einladung zur Beftattung, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Der Zug sollte sich um 1/5 Uhr Nachmittags von seinem Hause aus in Bewegung setzen. Das war ungefähr dieselbe Zeit, in dem er seine opulenten Diners zu geben pflegte. Lemice ließ den Empfangsalon schwarz ausstatten, und unten vor dem Thore standen auch einige Trauervagen. In einem kleineren Saal stand der angeblische Sarg des verstorbenen Hausherrn. Aber Lemice wartete umsonst. Gegen 1/5 erschien etwa der zehnte Theil der Eingeladenen. Kaum hatten sie den großen und den kleinen Saal passiert, als plötzlich die große Klügelthür aufging und ein weißgekleideter Koch mit lauter Stimme rief: „Die Herren sind zu Tische gebeten!“ Tableau! Selbstverständlich war diese Epitaphie am nächsten Tage in Paris auf allen Boulevards verbreitet — aber von da ab wußte Lemice, wen er zu seinen Diners heranziehen sollte.

Eine Unterredung mit André. Trotz seines Mißgeschickes während des vorigen Sommers, wo ihn die ungnstigen Winde verhinderten, seinen Plan auszuführen, den Nordpol zu erreichen, ist André jetzt wieder bereit, seine kühne Ballonfahrt anzutreten. Von neuer Zuversicht erfüllt und mit neuer Kraft ausgerüstet, gehört er zu den Männern, die sich von ungnstigen Verhältnissen nicht entmutigen lassen, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. André hat den Winter dazu benützt, um seine Studien zu vervollständigen, die Pläne nochmals zu prüfen und einige Unvollkommenheiten in der Konstruktion des Ballons zu verbessern. Derselbe wurde von Sachambre in Paris untersucht, nach Göteborg zurückgeschickt und liegt jetzt wohl eingepackt auf dem Dampfer „Evenskjund“, wo Alles zur Abfahrt bereit ist. Vor seiner Abreise hat André mit einem Berichterstatter eine Unterredung gehabt, der Korrespondent theilt darüber Folgendes mit:

Göteborg, 17. Mai. Ich kam heute in Göteborg an, um der Abfahrt André's beizuwohnen. Der „Evenskjund“ liegt, mit einem starken Eisbrecher versehen, den die Regierung zur Verfügung der Expedition gestellt hat, im hiesigen Hafen. Das Schiff ist 45 Meter lang und hat eine Besatzung von 7 Offizieren und 32 Mann. Ich ging an Bord, wo mich der Kapitän in lebenswürdigster Weise empfing und herumführte. Da das Schiff nur wenig Platz für Lasten hat, so ist der Ballon in seiner enormen Riste auf dem Mitteldeck untergebracht. Vorn liegen große Apparate zur Erzeugung des Füllgases. André und seine Begleiter Strindborg, Swendenborg und Iwensel werden sich morgen einschiffen, während der Rest des Protokants nebst den übrigen Apparaten und Instrumenten einige Tage später mit dem „Virgo“ abgehen wird, da der „Evenskjund“ keinen Platz hat, Alles aufzunehmen. André ist gestern aus Stockholm hier angelangt und wohnt bei seinem Bruder, dem Kapitän, der alle Vorbereitungen für die Expedition getroffen hat. André empfing mich sehr freundlich. Er ist wegen des kürzlich erfolgten Todes seiner Mutter in tiefe Trauer getaucht; aus seinen Zügen sprechen Energie und Muth, und männliche Eiderheit leuchtet aus seinen Worten hervor. Ich fragte André, ob er Verbesserungen mit dem Ballon vorgenommen habe. „Ja“, sagte er, „ich habe den Ballon um 300 Kubikmeter vergrößert, indem ich ihn in der Mitte durchgeschnitten und eine Zone von einem Meter Breite zwischen den beiden Halbkugeln eingepackt habe. Er entspricht jetzt allen Anforderungen. Nachand, der Nefse Sachambre's, reist mit nach Spitzbergen, um den Ballon nochmals zu untersuchen.“ „Wann“, fragte ich weiter, „glauben Sie in Spitzbergen anzukommen?“ „Wir hoffen“, entgegnete er, „Tromsö am 24. Mai zu erreichen; dort erwarten wir die „Virgo“. Beide Schiffe werden hoffentlich am 1. Juni in Spitzbergen ankommen. Die Vorbereitungen sind dann am 20. Juni beendigt, also fünf Wochen früher als im vorigen Jahre. Morgen Abend verlassen wir Göteborg. Diesmal ist der Brieftaubendienst besser organisiert und in Tromsö eine Station errichtet, wo die Thiere trainirt werden.“

Die Kraft der Schneelawinen ist, wie die glücklichweise nicht allzu häufigen Berichte über die bei den Niedergängen entstandenen Verheerungen beweisen, ganz enorm. Um einen Begriff diese

elementaren Kraft zu geben, ist, wie die Zeitschrift „Technik“ meldet, der Niedergang der Lawine im Gemmy-Baß in der Schweiz vom 11. September v. J. rechnerisch in mechanische Kraft umgelezt. Es ergab sich eine Energie von 4400 000 000 Meter-Tonnen. Da das Plänomen nur eine Minute zum Niedergang brauchte, so entwickelte es in dieser Minute 1 000 000 Pferdestärken. Diese, in elektrische Energie umgewandelt, entsprächen einer Jahresbeleuchtung von 90 000 Glühlampen von 16 Normalkerzenstärke bei einer täglichen Brenndauer von fünf Stunden.

Der sonderbare Schubkarren. Vor drei Jahren ungefähr, so erzählt nach der „Romanwelt“ eine südafrikanische Zeitung, soll ein reisender Radfahrer einen großen Bezirk Transvaals in einen abergläubigen Schrecken versetzt haben. Er kam Nachts durch die Wälder, und früh am Morgen bemerkten zwei Boerenknaben, die Schmetterlinge fangen wollten, die Spur des Rades. Mit der ihrer Klasse eigenthümlichen Neugier folgten sie der Spur mehrere Meilen weit und brannten darauf, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der im Stande war, ohne sich auszuruhen, eine Schubkarre so lange vor sich herzuführen. Als man den Wandersmann aber immer noch nicht finden konnte, kam man auf den Gedanken, es müßte ein Dieb sein, und lief zu den Behörden. Der Dorfälteste machte sich mit einem Trupp bewaffneter Männer auf die Suche. Gegen Mittag ließ man die Pferde grasen und untersuchte mit verdoppeltem Eifer die geheimnißvolle Spur. Da rief der Eine der Schöpplendächter plötzlich: „Wenn es aber eine Schubkarre war, wo find denn die Füße des Mannes?“ „Mein Gott“, rief der Beamte, „daran habe ich noch gar nicht gedacht, es ist wahr, da sieht man das Rad, aber keine Fußspur! Das muß ein Geist sein, Jungens, macht Euch aus dem Staube!“ — Bis auf den heutigen Tag sollen die benachbarten Boeren die Stelle als verhext ansehen und fürchten.

Ueber die Entstehung der Preussischen Klassen-Lotterie Im Jahre 1763 legte der Italiener Casabigi dem König Friedrich II. den Plan zur Einführung einer Zahlen-Lotterie vor, welcher auch genehmigt wurde. Aus den Ueberprüfungen jeder Ziehung erhielten fünf Mädchen eine Aussteuer. Die Ziehungen geschahen auf dem Rathhause durch zwei Waisenknaben; gegenwärtig waren der Gouverneur, der Lotterie-Kommissarius und zwei Schöpplendächter. Anfänglich wurde die Lotterie für königliche Rechnung verwaltet, dann dem zum Kommerzienrath ernannten Casabigi übertragen. Als dieser in Folge seines verschwenderischen Lebens bankrott wurde, wurde die Lotterie den Grafen von Hies und von Eichstädt 1766 in Pacht gegeben. 1767 wurde neben der Zahlen- noch eine Klassen-Lotterie errichtet, in ähnlicher Form, wie sie noch jetzt besteht.

Vom Büchere...

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Es ist eine weit verbreitete, aber vollständig irrige Ansicht, daß das Kochen mit Gas nur für den reichen Mann bestimmt wäre. Im Gegentheil — gerade der kleinste Bürgerstand, der Arbeiterstand partizipirt in der gewaltigsten Weise an der Gaslochkfrage. Alles Wissenswerthe über diesen allgemein interessirenden Gegenstand behandelt ein fesselnd geschriebener Aufsatz im neuesten Hefte der weitverbreiteten illustrierten Familienzeitschrift „Zur guten Stunde“ (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pfg.), an welchen sich eine Fülle von zeitlichen wie illustrativen Darbietungen in der bekannnten vollendeten Ausführung dieser vornehmsten deutschen Familienzeitschrift anschließt. Der Roman „Peter Goddons Tochter“ beschäftigt unsere gelegentlich der ersten Fortsetzung ausgesprochenen Erwartungen durch die ausgezeichnete Frische und Geschicklichkeit, mit welcher der spannende Grundgedanke fortgeführt wird; ferner wird ein reich illustrirter, flott geschriebener Artikel „Die Balzjagd“ besonders interessieren, in einem Aufzuge: „Die Post auf dem Lande“ wird die Entwicklung der modernen Post beleuchtet, ein neuer weiblicher Erwerbszweig, „Die Orthopädin“ bringt durch Text und Illustration speziell die Eltern erwachsener Kinder interessirende Fingerzeige, Liebhaber unserer Hausmusik finden in einer reisenden Liedkomposition des bekannnten Romanchriftstellers Heinrich Volkrat Schuhmacher, des Verfassers des berühmten humoristischen Romans „Das Hungerloos“, eine Werke deutscher Musik u. s. w. Alledem schließt sich die allbeliebte Abtheilung „Für unsere Frauen“ mit ihren werthvollen Beiträgen zur Hauswirtschaft, Gesundheitspflege, Frauenarbeit, Haus- und Zimmergärtnerei, Hausviehzucht etc. an, um in Verbindung mit der Gratisbeilage „Illustrirte Klassikerbibliothek“, welche Schafepares Kaufmann von Venedig“ fortführt, auch dieses Hefte von „Zur Guten Stunde“ wiederum auf der Höhe der modernen Journalistik zu zeigen.

